

Glaser, Edith: Irene Hardach-Pinke: Die Gouvernante. Geschichte eines Frauenberufs.
IN: Feministische Studien. Weinheim : Dt. Studien-Verl. 12.1994, Nr. 2, S. 156-159

Irene Hardach-Pinke: **Die Gouvernante. Geschichte eines Frauenberufs.** Frankfurt am Main/New York: Campus 1993, 310 S., DM 49,-.

Gertrud Bäumer beschrieb 1914 die Gouvernante als »ein armes Fräulein aus guter Familie«, die »mit ihren paar Töchterschulkenntnissen den Weg der Entsagung durch fremde Häuser zog«. Dieser abwertenden Charakterisierung folgt die Marburger Soziologin Irene Hardach-Pinke in ihrem »Versuch einer Sozialgeschichte der Gouvernanten« (8) nicht. Vielmehr zeige sich rückblickend, »daß Gouvernanten eine Schlüsselstellung in der Herausbildung qualifizierter weiblicher Erwerbsarbeit einnehmen« (12) und außerdem belege deren Berufsgeschichte, »daß ›bürgerliche Bildung‹ und ›Bildungsbürgertum‹ für Frauen etwas anderes bedeuteten als für Männer, und daß sich seit dem 18. Jahrhundert jenseits der Rollenzuschreibungen ›Hausfrau, Gattin und Mutter‹ auch eine andere weibliche ›Bürgerlichkeit‹ herausbildete« (9). Mit dieser These wendet sich die Autorin gegen eine gängige Auffassung, daß akademische Prüfungen bestimmend für die Zugehörigkeit zum Bildungsbürgertum sind.

Hardach-Pinkes Monographie über erziehende und unterrichtende Frauen in fremden Haushalten reicht von den Anfängen im 17. Jahrhundert bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts und basiert auf zahlreichen deutsch-, englisch- und französischsprachigen Autobiographien und Romanen sowie Zeitschriften und Korrespondenzen.

Ausgehend von dem berühmten und mehrfach verfilmten Schicksal der englischen Gouvernante Jane Eyre in Charlotte Brontës gleichnamigen Roman werden im ersten Kapitel die unterschiedlichen Motive von Frauen bürgerlicher Herkunft für diese Erwerbstätigkeit sowie die Erfahrungen als Erzieherinnen in fremden Häusern beschrieben. Berücksichtigt werden dabei auch die Sichtweisen der männlichen und weiblichen Zöglinge und die der ArbeitgeberInnen. Von der exzentrischen englischen »Miss«, der koketten »Französin« und dem tüchtigen deutschen »Fräulein« ist dabei die Rede, sowie von den ökonomischen, sozialen und psychischen Problemen dieser berufstätigen Frauen. Die fremde Frau, die in die intimisierte Privat-Familie eindringt und am bürgerlichen Familienleben teilnimmt, konkurriert mit der Mutter um die Zuneigung der Kinder. Ihr stellt Hardach-Pinke den akademisch vorgebildeten Hauslehrer gegenüber, für den diese Stellung oft nur eine Übergangszeit auf dem Weg in eine gesicherte Berufslaufbahn war. Durch diesen Vergleich werden die unterschiedlichen Aufgaben der Fremden im Haus deutlich: er unterrichtet, sie erzieht. Daß diese literarischen Beschreibungen nicht nur Fiktionen sind, versucht Hardach-Pinke durch den Bezug auf die Biographien der Autorinnen, die zeitweilig selbst als Gouvernanten gearbeitet hatten, und auf pädagogische Lexikonartikel, die auf diese Romane als Darstellung der Berufsrealität von Gouvernanten verweisen, zu erhärten.

Das zweite Kapitel ist mit »Pädagogische Begründung des Gouvernantenwesens« überschrieben. Fénelos Traktat »Über Töchtererziehung« von 1687 wird als erster Beleg für Gouvernanten als »unverzichtbare Hilfe in der häuslichen Mädchenerziehung« (51) herangezogen. Auch bei dem pietistischen Pädagogen und Fénelon-Übersetzer August Hermann Francke sowie den Philantropen Johann Bernhard Basedow und Joachim Heinrich Campe, die der bürgerlichen Frau die dreifache Bestimmung als Hausfrau, Mutter und Gattin zugeschrieben haben, findet die Hauslehre-

rin als Mitarbeiterin der Mutter Erwähnung, Pädagoginnen, die selbst als Gouvernanten gearbeitet hatten (z. B. Betty Gleim, Tinette Homburg, Caroline Rudolphi), sprachen sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts für eine Ausbildung für diese Berufstätigkeit aus und wurden selbst in diese Richtung aktiv. Wie stark der Beruf der Gouvernante bis ins 19. Jahrhundert von Frankreich geprägt wurde, zeigt sich nicht nur in der französischen Berufsbezeichnung, sondern auch in den Erziehungsratgebern. Es waren im 18. Jahrhundert vor allem Französinen, die auch ins Deutsche übersetzte Lehrbücher für ihre Kolleginnen verfaßten. Der Vergleich dieser Ratgeber verdeutlicht die unterschiedlichen Bildungsvorstellungen der Verfasserinnen: die eine wollte stärker die Tugend- und Herzensbildung, die andere die Verstandesbildung fördern, gemeinsam war ihnen die Ablehnung der sogenannten gelehrten Bildung.

Von der Hofmeisterin, die im 17. Jahrhundert in Frankreich – analog dem Hofmeister (gouverneur) – im Ehrenamt dem Haushalt fürstlicher Kinder vorstand und der zusammen mit Sous-Gouvernanten die Erziehung der Fürstenkinder oblag, über die Ausgestaltung dieser Position im deutschen Adel bis hin zum Eindringen dieser Berufsgruppe in bürgerliche Kreise berichtet das dritte Kapitel. Hier betont die Autorin die doppelte Bedeutung der französischen Sprache in der Erziehung im Bürgertum. Entgegen den Ratschlägen der Pädagogen ließen die bürgerlichen Kreise ihre Töchter in der französischen Sprache unterrichten, um ihnen auf diesem Weg sowohl den Zugang zur höfischen Lebensweise wie auch zu einer fremden, als höherwertig angesehenen Kultur zu ermöglichen.

Um 1800 waren es vor allem die nach Deutschland geflüchteten Hugenottinnen, die für den Französischunterricht engagiert wurden. Anhand der umfangreichen Korrespondenz eines in Berlin lebenden hugenottischen Gelehrten beschreibt Hardach-Pinke das sich herausbildende System der

Stellenvermittlung der »Französischen Mamsells« sowie die Erfahrungen und Anforderungen der ArbeitgeberInnen und Arbeitnehmerinnen für dieses Erziehungsgeschäft. Hardach-Pinke analysiert diese Beschreibungen als »Symbiose von ›armes Ding‹ und ›rettender Engel‹«, die als »ein erfolgreiches Wahrnehmungsmuster«, welches »das Ideal passiver bürgerlicher Weiblichkeit im frühen 19. Jahrhundert mit dem der erwerbstätigen Frau aus den höheren Schichten zusammenbrachte« (44).

Die Gründung der ersten Ausbildungseinrichtungen und die »Professionalisierung« der Erziehenden und unterrichtenden Tätigkeit im 19. Jahrhundert wird im nächsten Kapitel beschrieben. Die ersten Ausbildungsstätten für Erzieherinnen in Preußen, die fast immer mit höheren Mädchenschulen verbunden waren, gehen sowohl auf die Initiative von Frauen (Berlin) als auch von Männern (Kaiserswerth, Droysig) zurück. Hier hebt die Autorin auf die bereits aus älteren Arbeiten über die Geschichte der Mädchenbildung bekannte, schichtspezifische Trennung in der Ausbildung zur Volksschullehrerin, Lehrerinnen an höheren Mädchenschulen und Hauslehrerinnen ab: Die Höhe des Schulgeldes und der Französischunterricht bildete die Trennlinie zwischen den zukünftigen Volksschul- und Hauslehrerinnen. Neben der zunehmenden Normierung der Unterrichtsinhalte vereinfachten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts die Vorbildung, die Bezahlung und die Alterssicherung für Hauslehrerinnen. Hardach-Pinke beschreibt, wie Frauen bürgerlicher Herkunft einerseits nun vermehrt in adeligen Häusern eingestellt wurden und wie über die Vereinheitlichung der Ausbildung »bürgerliche Unterrichtsinhalte« in diese Kreise Eingang fanden, und wie andererseits eine Stelle bei Hofe Teilhabe am gesellschaftlichen Glanz des Adels und Empfehlungen für den weiteren Berufsweg mit sich brachte. Ein vorläufiges Ende fand dieser Berufsweig schließlich durch die Weimarer Verfassung, in der die Unterrichtspflicht durch die Schulpflicht ersetzt wurde.

Es ist immer wieder beeindruckend,

von der geographischen Mobilität der Hauslehrerinnen zu lesen. Auch Hardach-Pinke greift diesen Aspekt im siebten Kapitel auf. Die Erzieherinnen nahmen nicht nur zur Verbesserung ihrer Sprachkenntnisse Stellen in Frankreich oder England an, bis nach Australien und Südamerika führte sie ihre Berufsarbeit. Neben der Abenteuerlust trieb sie die oft versprochene, aber selten eingehaltene bessere Bezahlung sowie die Stellenknappheit ins Ausland. Daß diese Stellen in der Fremde oft mit Gefahren verbunden waren, zeigen nicht nur die vielfältigen Warnungen in den Lehrerinnenzeitschriften. Ältere, schon lange Zeit im Ausland tätige Lehrerinnen bauten für stellensuchende jüngere Kolleginnen in London, Paris und südosteuropäischen Städten Lehrerinnenheime und Stellenvermittlungen auf.

Im letzten Kapitel fragt Hardach-Pinke: »Gouvernanten – ein weiblicher Sozialtyp?« Zusammenfassend betont sie nochmals, daß das in dem Vor-Urteil vom Gouvernantenhaften enthaltene Bild unterrichtender Frauen nicht der vielfältigen Realität erwerbstätiger Frauen in fremden Häusern entspreche und hebt hervor, daß sich der Beruf der Gouvernante im Laufe von über 200 Jahren von der Mitarbeiterin der Mutter hin zu einer eigenständigen Erwerbstätigkeit entwickelt hatte, die auf im allgemeinen dem Vater zugeschriebenen Kenntnissen wie Bildung, Weltkenntnis und Durchsetzungsvermögen beruhte: Die Gouvernanten »repräsentierten in ihrer Zeit einen neuen weiblichen Sozialtyp, nämlich den der modernen Frau, die ihr Selbstwertgefühl auch auf berufliche Leistung gründet« (264).

Der unzweifelhafte Verdienst dieser Arbeit ist der erneute, nun auf anderer Quellenbasis geführte Nachweis, daß der von Pädagogen im 18. Jahrhundert definierte Aufgabenbereich für Frauen bürgerlicher Herkunft als »natürliche« Mutter im Haus nicht der Realität entsprach. Erst die ausführliche Wiedergabe subjektiver Erfahrungen von Erzieherinnen, Zöglingen und ArbeitgeberInnen ermöglichen einen Blick

über die normativen Zuschreibungen hinaus und bestätigen somit die in bildungstheoretischen und -geschichtlichen Arbeiten bereits in Frage gestellte scharfe geschlechtsspezifische Trennung zwischen öffentlichen und privaten Unterrichts- und Erziehungsbereichen. Bedauerlich ist, daß dieser subjektive Rückblick auf die Erziehung in seiner Zeitabhängigkeit nicht reflektiert wird. So bleibt die abwertende Beschreibung der Gouvernante durch Vertreterinnen der Frauenbildungsbewegung einfach stehen. Andere Stellen, wo sich beispielsweise die Autorin überrascht zeigt, »daß Frauen im 18. und im frühen 19. Jahrhundert, die die herrschenden Geschlechterverhältnisse für ihre individuellen Bedürfnisse zurechtgerückt hatten, diese Geschlechterverhältnisse nicht in Frage stellten« (65), hätten durch die Einbeziehung neuerer Ergebnisse der Bildungsgeschichte und der (pädagogisch-historischen) Frauenforschung erklärt werden können. Zu kritisieren ist außerdem an dieser Monographie die stellenweise ungenaue Verwendung von Fachausdrücken (u.a. Diskurs, Professionalisierung). M.E. sollte der Prozeß der Herausbildung des Lehrberufs – nimmt man die soziologische Definition von Professionalisierung ernst – als Verberuflichung bezeichnet werden. Unbewiesen bleibt für mich auch die von der Autorin im Vorwort vertretene These, daß »bürgerliche Bildung« für Frauen etwas anderes bedeutete als für Männer. Offen bleibt also die Frage, wie Bildung, wenn man sie nicht über akademische Abschlüsse bestimmen will, adäquat beschrieben werden kann?

Edith Glaser